

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

Vareler Unterhaltungsblatt. 1850-1859 1857

28.11.1857 (No. 48)

[urn:nbn:de:gbv:45:1-969694](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:gbv:45:1-969694)

Unterhaltungsblatt.

Wochenschrift für gemeinnütziges Interesse.

1857.

« Sonnabend, den 28. November. »

№ 48.

Tagesgeschichte.

Deutschland. Die Bundesfestung Mainz ist am 18. d. M. durch eine furchtbare Catastrophe heimgesucht worden. Es flog der Pulverturm am Gauthore in die Luft. Es sollen sich 218 Centner Pulver, 1 Million Zündbüchsen, eine halbe Million Stupinen und eine kleine Zahl Granaten darin befunden haben. In Schweinsfurt, 25 Meilen von Mainz, hat man die Wirkung der Explosion gespürt. Die Zahl der völlig zerstörten Gebäude, worunter die Stephanskirche, ist 58; theilweise zerstört sind 64; ganz unbeschädigt ist nicht ein einziges Haus in Mainz geblieben. Die Zahl der Getödteten scheint noch nicht genau ermittelt. Im Ganzen sollen erst 28 Todte vom Civil und Militair angemeldet sein. Die Zahl der getödteten Oesterreicher war noch nicht bekannt. Es ist begreiflich, daß man die Zahl der Opfer so klein als möglich dargestellt wünscht. Unter den etwa 300 Verwundeten sollen 40 schwer Verletzte sich befinden. Unter den Kunstverlüssen sind auch die prächtigen Glasmalereien im Dom zu beklagen. An Einzelheiten der Unglücksgegeschichte geben wir Folgendes: Ein Posten am Martinsfort flog in die Luft und kam weit vom Ort zerschmettert an den Boden. — Ein Brautpaar stand gerade vor dem Altare im Dom, als die Explosion erfolgte; die Braut fiel in Ohnmacht, und später, als das junge Paar seine neubergerichtete Wohnung suchte, traf es einen Schutthaufen. — Wie läuteten mit solchen Details ganze Spalten füllen. Eine Scene ist betrübender, als die andere. — Die Feuerwehrr unter Anführung des Branddirectors Weiser hielt muthig aus, obwohl Steine, Granaten, Zündbüchsen u. s. w. ihr um die Köpfe pfliffen und mehrere Menschen neben dem Kästlich vom grauenvollsten Steinregen erschlagen worden waren. Die Granaten fuhren durch drei Stockwerke; in das Caffeehaus Nerking schlug ein 400 P schwerer Stein durch's Dach und durch die drei Stockwerke des Hauses. Einer Bäckerfrau ward der Kopf vom Rumpfe gerissen; ein Landmann im Gauthore ward förmlich zerfetzt. — Bei Herrn Weiser pfliff eine Granate dicht vorbei, und riß ihm ein Stück des Mantels weg. Auch der Thätigkeit des Militairs gebührt alle Anerkennung; es hat unerschrocken mitgeholfen, die Trümmer wegzuräumen und die Versätteten auszugraben. Leider zog man nur zu viele verstümmelte

Leichname hervor; andere gelang es, noch lebend aus dem Schutte herauszuziehen. Um nur ein Beispiel anzuführen, erwähnen wir, daß man allein acht Stunden arbeitete, um die Frau Sturm, die zusammengekrümmt auf einem Stuble unter den Trümmern lag, an's Tageslicht zu bringen. Die übrigen Einzelheiten sind nicht minder gräßlich. Der Eheverleger Klingenschmidt eilte auf die Kunde von der Explosion von Darmstadt nach Mainz und fand seine ganze Familie todt. Ein junger Schuhmacher zog seine beiden Brüder und endlich auch seinen Vater leblos aus dem Schutte. In der großen Weißgasse tödtete ein in die Stube hereinfliegender Stein eine Frau auf dem Sopha. — Das Unglück wäre natürlich noch ungeheurer geworden, wenn der ganze Vorrath Pulver explodirt wäre und die Granaten nicht zufällig auf dem Boden des Pulverturms gelegen hätten, so daß sie zum Theil in sich selbst verbrannten. — 200 östreichische Offiziere beabsichtigten am 18., gerade zur Zeit des Unglücks, ein Turnfest im Gauthurm abzuhalten; zufällig wurde es abbestellt und so entgingen sie dem Verderben. — Man nimmt als wahrscheinlich an, daß ein östreichischer Feuerwerker aus Bosheit den Pulverturm in die Luft sprengte! Oesterreicher behaupten, ein preussischer Soldat habe dort geraucht und daher sei das Unglück entstanden.

Großbritannien. Obwohl das Streben der großen Geldleute dahin geht, die Banken zu halten, um dadurch das Vertrauen wieder herzustellen und das Geld wieder flüssig zu machen, so sind neuerdings doch wieder mehrere bedeutende Fallissements erfolgt; das Haus G. Sieveking & Son mit circa 1 Million, Burton & Co. mit 700,000, mehrere andere mit 300,000 und 200,000 £. — Die Geldnachfrage wurde dadurch stärker, das Discontiren schwieriger. — Die Bank erhielt am 20. eine halbe Million £ aus Australien und auch sonst war manche Baarfchaft eingetroffen. Im Ganzen aber sind die Zustände doch sehr betrübt und wirken auf alle Verhältnisse zurück. — Der zweite Versuch, den „Leviathan“ zum Ablausen zu bewegen, ist fehlgeschlagen. — Für die Opfer des östindischen Aufstandes waren bis zum 18. Novbr. 260,000 £ zusammengekommen. — In Glasgow waren in Folge der Geldkrisis die meisten Arbeiter brotlos geworden. — Aus Schottland kam schon wieder Gold nach England zurück; Irland war beruhigter.

Türkei. Die Bemühung der Westmächte um die Erhaltung des türkischen Reichs scheint die Muselmänner nicht beruhigt zu haben. Man liest, daß das Volk sich fortwährend heimlich mit Waffen und Pulver versieht, um nöthigenfalls die Zukunft ihres Reiches durch bewaffneten Widerstand zu retten. — Dabei war die Theuerung in Constantinopel noch immer im Steigen und die Stimmung sehr unheimlich. — Der französische Gesandte hatte dem neuen Großvezier Reschid Pascha noch immer keinen Besuch gemacht.

Ostindien. In Delhi erbeuteten die Engländer 226 Kanonen, wovon die Indier indeß nur 55 gebraucht hatten, vermutlich wegen Pulvermangel. Kugeln, Bomben und Zündhütchen wurden in großer Masse gefunden. Die stürmende Truppenzahl, Engländer und Eingeborne zusammen, werden auf 6500 Mann Infanterie, 1000 M. Cavallerie und 600 M. Artillerie geschätzt. Der Kampf war sehr hartnäckig. — Es bestätigt sich, daß alle Bewohner Delhi's, die nicht geflüchtet waren, durch die Bajonnette der Engländer fielen. Einer der Groberer schreibt aus Delhi: „Ihre Zahl muß beträchtlich gewesen sein, wie schon daraus hervorgeht, daß in einigen Häusern 40—50 Personen sich verborgen hatten. Es waren dies keine Meuterer, sondern Bewohner der Stadt, die von unserer wohlbekanntenen milden Herrschaft erwarteten, daß man sie verschonen werde. Es freut mich, melden zu können, daß sie sich in dieser Erwartung getäuscht haben.“ In einem anderen Briefe lesen wir: „Weiber rennen wie wahnsinnig in allen Richtungen umher, unbelästigt von unseren Truppen, aber in furchtbarer Angst. Was für einen Kampf wir zu bestehen hatten, könnt ihr euch denken, wenn ich euch sage, daß der Verlust der Reserve-Colonne allein sich auf 389 Mann beläuft, nämlich auf 81 Tode, 293 Verwundete und Vermißte. In jeder Colonne ging es gleich heiß zu.“ — Auf die Gefangennahme des Srimunt Shundu Punt Nena Sabib hat die ostindische Regierung 50,000 Rupien gesetzt; ein Neffe von ihm soll bereits im Gefängniß sitzen. — Nena Sabib soll mit einem großen Heere zwischen Lucknow und Cawnpore stehen. — Nach den bisherigen Berichten hat die Einnahme von Delhi den Aufruhr nicht beschränkt; im Gegentheil breitet er sich aus und nähert sich Calcutta immer mehr. Man ist über die Bewegungen der Insurgenten eigentlich ohne nähere Nachricht und weiß auch sehr wenig von Havelock und Dutram. — In Delhi hat man auch einen Engländer, der auf Seiten der Indier kämpfte, einen früheren Sergeanten, gefunden. — Man hat einen Privatbericht aus Lucknow bis 4. Oct., der sagt, daß die Engländer Fortschritte mit der Säuberung der Stadt machten. — Die Stimmung der englischen Truppen kennzeichnet folgende Episode: Als die Hochländer nach Cawnpore kamen, fand man unter den verstümmelten Leichen, die nach dem grauenhaften Gemel in den Brunnen geworfen worden waren, die blutigen Ueberreste der Tochter des Generals Wheeler. Man schnitt ihr die Locken vom Haupte und sandte einen Theil an ihre Angehörigen in England. Die übrigen vertheilten die Soldaten unter sich und jeder

schwor dabei, für jedes Paar des gemordeten schuldlosen Opfers einen der indischen Missethäter mit dem Leben büßen zu lassen. Und dieser Schwur, sagt die Bombay Times, wird die gewissenhafteste Erfüllung finden, auch wenn sich der Generalgouverneur selbst in den Weg stellt.

Neueste Nachrichten melden, daß man in Haiderabad neue Unruhen besorgte. — General Havelock ist in Lucknow durch 2 Regimenter verstärkt und dürfte bald 7000 Mann um sich haben. Der Feind steht zahlreich unter Nena Sabib bei Bitbur; Greathead hat die aus Delhi entflohenen Meuterer erreicht und sie bei Bolundschur, Malagash und Agra gänzlich geschlagen; er hat denselben alle Kanonen und den aus Delhi geraubten Schatz abgenommen und eine große Anzahl Insurgenten getödtet.

China. Die Beziehungen Rußlands zu China gestalten sich nach den letzten Nachrichten ungünstig. Der Hof von Peking hat sich wenigstens geweigert, die diesseitige Gesandtschaft anzunehmen. Es liegt auf der Hand, daß die bekannte und von jeher gegen das Rußland beobachtete abwehrende Haltung der Regierung des Reichs der Mitte durch die Verzögerung, welche bei den kriegerischen Maßregeln Englands in Folge des indischen Aufstandes eingetreten, bis zur trotzigen Unmaßung gesteigert worden ist. Dazu kommt, daß die inneren Unruhen in China sich wieder zu applandiren scheinen und die hierdurch weniger beeugte Regierung in ihrer Verblendung so weit geht, sich für stark genug zu halten, um dem civilisirten Europa erfolgreichen Widerstand entgegenzusetzen. Bei Rußland handelt es sich wie bei den übrigen Mächten, in erster Reihe um die Consolidirung seines Handels mit jenen Gegenden, und wenn auch der Hauptverkehr mit China auf dem Landwege stattfindet, so wird doch Rußland nicht davon absehen können, darauf zu dringen, daß auch ihm fernerhin die chinesischen Häfen und vor Allem der von Kanton geöffnet werde.

Die Bareler Hafen-Angelegenheit.

Unser Unterhaltungsblatt No. 46 theilt uns drei Actenstücke vom Jahre 1847 mit, welche die Zweckmäßigkeit der Verlegung des Hafens darthun sollen. Selbige constatiren demnach nur allgemein Bekanntes, beweisen aber nichts gegen die verfehlte Anlage und gegen Verschlamung des jetzigen Hafens u. s. w.

Dasselbe Blatt enthält in No. 47 unter der Ueberschrift „Bareler Hafen“ einen bissigen Artikel, den wir dem Verfasser im Gegensatz zu seiner Aeußerung über unsere Ansichten in No. 44 als malitios und leichtsinnig zurückschieben könnten; da uns aber jede weitere Polemik in dieser unserer unglücklichen Hafen-Angelegenheit (welche leider dadurch nicht verbessert werden kann) ferne liegt, so enthalten wir uns darüber jeglicher Erwiderung und beschränken uns lediglich darauf, dem Verfasser dieses Artikels zu sagen, daß, wenn er uns die Kosten, welche für den Hafenbau verwendet worden sind, genau aufgeben will, wir ihm den Beweis lie-

fern werden, daß mit den verausgabten Geldern unserer und vieler anderer Leute Meinung nach etwas Besseres herzustellen gewesen wäre, abgesehen von den p. p. 50,000 Thalern, welche jetzt erforderlich sein sollen, um dem Hafen eine unsern Schiffsfahrtsverhältnissen angemessene Vergrößerung u. s. w. u. s. w. zu verschaffen.

Daß die in dem Schreiben vom 11. April 1850 an das Großherzogliche Staats- und Cabinets-Ministerium erwähnte Summe von 10 bis 12,000 Thalern Gold zum Bau ausgereicht habe, wird man uns schwerlich glauben machen wollen, eben so wenig, daß die später vom Landtage zum Bau bewilligte Summe, wenn wir nicht irren, von 18,000 Thalern hinreichend gewesen sei.

Im Uebrigen werden wir stets die Person von der Sache zu unterscheiden wissen und uns lediglich an die Sache selbst halten. Bei Angelegenheiten, bei denen die allgemeinen Interessen vorwiegend betheilt sind, ist dies durchaus erforderlich, wenn durch die öffentliche Besprechung derselben Nutzen geschafft werden soll. — Es bedarf wohl nicht der Erwähnung, daß dies unter Leuten von Bildung ohnehin eine *conditio sine qua non* ist.

Aus Numann's Leben.

Diese Geschichte ist zu schön, um möglicher Weise dementirt zu werden; daher theilen wir sie erst mit, nachdem der Mund geschlossen, der sie dementiren könnte. Numann hatte von seiner Schwester, der Frau Nebstissin, einen Rehbock geschickt bekommen, den Postschein ausgefertigt und auf den Tisch der Expedianda gelegt. Er klingelt also der Ordonnanz, und indem er mit dem Blicke nach dem Tische winkt, befehlt er: „Besorgt mir den Rehbock!“

Unser Stadtsoldat geht zum städtischen Vausführer Rehbock: Er solle zum Stadtdirector kommen.

Die Gattin erklärt, ihr Mann leide an der Gicht und liege im Bette, das wisse ja der Stadtdirector, der ihn öfter besucht habe.

Ordonnanz kehrt heim: „Ich konnte den Rehbock nicht mitbringen!“

Antwort: „Nehmt die Schiebkarre!“

Ordonnanz nimmt also eine Schiebkarre und verlangt, daß Rehbock sich darauf lege.

Das ist der Gattin aber zu ehrenrührig — sie versichert, daß sie in solchem dringenden Nothfalle noch einen Wagen bezahlen könne.

Ordonnanz kommt also wieder: „Auf der Schiebkarre kann's nicht gehen!“

Antwort: „So nehmt einen Wagen!“

Richtig wird denn mein Rehbock in einen Wagen gepackt, fährt vor, und Ordonnanz berichtet nun: „Herr Stadtdirector, Rehbock ist unten!“

Frage: „Ist er ausgeweidet?“

Man denke sich das erschreckliche Gesicht des armen Stadtsoldaten, der seinen verehrten, würdevoll imponirenden Rathsbauvogt ausweiden soll. Man denke sich das eigenthümlich holde Gelächter des seligen Numann, als nun endlich das Mißverständnis zu Tage kommt.

(Hann. 3.)

Amerikanische Zustände.

Einem französischen Blatt wird über die Zustände in New-York berichtet:

Die Arbeitseinstellung der zahlreichen Fabriken hat eine erstaunliche Vermehrung der Attentate gegen das Eigenthum und die Personen zur Folge gehabt. Früher verlangte die Presse energisches Einschreiten der Behörden; Alles blieb aber ohne Erfolg, und jetzt wird die Zählung der täglichen Unthaten kaum mehr beachtet. Bald sind es ein oder mehrere im Wasser aufgefundene Leichname, welche nur zu deutliche Spuren der Ermordung an sich tragen; bald ein ruhiger Bürger, welchen die Polizei bestimmungslos von der Straße aufhebt, wo er von Dieben niedergeschlagen und seiner Uhr beraubt ist; bald ist es ein an der Schwelle seines Hauses erschossener und bestohlener Mann; bald ein harmloser Vorübergehender, mißhandelt und geplündert unter den Augen der Zuschauer, welche von einer Spitzbubenbande in Respect gehalten werden, die so thut, als handle es sich nur um den Streit zweier Trunkenbolde. Alles das zeigt schon einen beunruhigenden Zustand der Dinge an. Aber es geht noch schlimmer zu; außer den Ermordungen aus Rache oder wegen Diebstahls giebt es noch eine Varietät des Verbrechens, die eine wahrhaft abscheuliche Specialität in den großen Küstenstädten Amerika's ausmacht; es ist der Mord aus reinem Vergnügen am Morde, ohne jeden andern Grund, als den sport, einen Menschen mit einem Dolchstich oder einem Pistolenschuß um's Leben zu bringen. Die Beweise hierfür sind zu zahlreich, als daß man daran zweifeln könnte, selbst wenn man die Kaufhändler in den Kneipen, wo man auf einen Tausschlag mit dem Revolver oder dem Dolche antwortet, nicht mitrechnet. Folgendes sind einige Beispiele:

Drei Männer, erhitzt durch irgend einen Streit, begegnen an seiner Thüre einem harmlosen Bürger, welcher sie vorübergehen sieht; der Eine zieht sein Pistol, schießt den Bürger nieder und entflieht mit seinen Kameraden. Zwei Nachtschwärmer kommen aus einem verdächtigen Hause und schießen auf die erste beste Person, welche ihnen in den Weg kommt. Ein Familienvater geht um 8 Uhr Abends auf den Markt und fällt ohne Geräusch nieder, erschossen von einem Mordliebhaber. Ein Herr kommt mit seiner Frau um 9 Uhr Abends in einem volkreichen Stadttheile nach Hause; drei unbekannte Individuen nähern sich ihm und durchbohren ihn mit zwanzig Messerstichen unter den Augen seiner Frau. Diese Beispiele haben sich vor kaum drei Tagen zuge- tragen.

Die Polizei ist ganz ohnmächtig, und ihre Agenten werden nicht verschont von den Banditen. Wenn ein Verbrechen auf offener Straße geschieht, so ist Sechs gegen Eins zu wetten, daß der Schuldige entwischt, und wenn er zufällig auf der That ertappt wird, so ist Zehn gegen Eins zu wetten, daß er frei von der Strafe ausgeht. Das wird so bleiben, bis endlich irgend ein unerhörtes Verbrechen eine schreckliche Explosion hervorruft.

Der Luxus in Paris

macht so ungeheure Fortschritte und zertrümmert häusliches Glück und individuellen Wohlstand in so hohem Grade, daß man ernstlich daran denkt, ihm Zügel anzulegen. In Compiègne wird jetzt die Einfachheit officiell ermutigt und gelobt; im vorigen Jahre nöthigte eine Einladung auf 8 Tage zur Anschaffung von mindestens 16 Kleidern; in diesem Jahre erlaubt man den Noben, sich zweimal in derselben Woche zu zeigen, daher reducirt sich die Zahl der Kleider auf vier. In der Stadt wollen sich jedoch die Kleidermacherinnen nicht recht darein finden, und haben eben wieder Zusammenkünfte gehalten, die man die „neuesten Pariser Conferenz“ nennt. In denselben haben jedoch nur der Plebs und Bürgerstand dieser Damenbekleiderinnen Theil genommen; die Aristokratie hingegen hat erklärt, daß sie die Geseze mache im Reiche der Moden, und sich keine geben lasse. Es scheint, daß man die Bolants zum Tode verurtheilen will, ohne die Absicht zu haben, der Crinoline etwas von ihrem Umfange zu nehmen. Eine sehr große Dame hat bei Madame N. 6 Kleider ohne Bolants bestellt; von dem Augenblick an, wo Madame N. eingewilligt hat, sie zu machen, kann man hoffen, daß die Reform durchgreifen wird. Die Kleider-Aufpußerinnen erneuern alle Phantasien der Madame Bertin, welche zu Ende des vorigen Jahrhunderts durch ihre historischen Worte so berühmt wurde. Diese Marchande de Modes, mit welcher Marie Antoinette sich über die Form eines Hutes berathschlagt hatte, sagte nämlich einmal vor allen Kunden zu ihrer Ladenjungfer: „Mademoiselle, nehmen sie aus dem Carton das Resultat meiner letzten Berathung mit der Königin.“ Ein anderes Mal handelte es sich um eine große Ceremonie, ich glaube um die Eröffnung irgend eines Staatskörpers, und Frau Bertin verlangte die Vertagung aus dem Grunde, weil die Coiffure der Königin nicht gelungen sei. Die jetzigen Kleidermacherinnen haben nicht die Prätenston, auf die Politik Frankreichs Einfluß zu nehmen; sie begnügen sich damit, das französische Volk in seiner feineren, grazioseren und aristokratischeren Hälfte zu demüthigen. Die vornehmsten Frauen müssen einige Stunden bei ihrer Kleidermacherinnen antischambiren, und es ist vorgekommen, daß die erste Demoiselle zu einer hohen Kundenschaft in den Vorsaal heraustrat und sagte: „Madame empfängt heute nicht mehr, sie hat Migraine und hat sich in ihre Appartements zurückgezogen.“ Eine Coiffure-Künstlerin ersten Ranges hat zu einer Dame, welche vermöge ihrer Elegance die zweite im Reiche ist, folgende charakteristischen Worte gesprochen. Diese Dame verlangte eine Coiffure ganz neuer Erfindung: „Madame“, erwiderte die Coiffure-Specialität, „wenn Sie mir heute 6000 Francs anbieten, um Ihren Kopf zu zieren, muß ich sie zurückweisen.“ „Warum?“ „Ich bin nicht inspirirt!“ Das erinnert mich daran, daß ich schon seit geraumer Zeit zwei Paar Stiefeln bestellt habe, die nicht erscheinen wollen. Wahrscheinlich ist auch mein Schuhmacher nicht inspirirt.

Eine reiche Erbin.

In Oberschlesien lebt jetzt eine junge Dame, die wie eine Fee bewundert und gefeiert wird, weil sie im Besiz wirklich märchenhafter Reichthümer ist. Mehrere Millionen im baaren Gelde und außerdem noch viele Landesstrecken, die von Bergwerken, den Goldgruben Oberschlesiens, durchzogen sind, gehören ihr in Folge einer Erbschaft der seltsamsten Art.

Ihr Erblasser war ein alter Bauer, Namens Gudulla; er verstand sich auf die Kunst, den Inhalt der Erdschichten zu errathen. Kohlenlager und Zinkgruben wurden von ihm entdeckt und schnell angekauft, ehe noch die ersten Besizer ahnten, welche Schätze sie für wenige Thaler fortgegeben. So wurde er plötzlich reich, aber nicht glücklich; seine Habsucht und sein Geiz quälten ihn unaufhörlich und machten ihn verhaßt. Kein Mensch mochte ihn leiden; seine Hausbäuerin, eine gutmüthige Person, suchte ihm ohne sein Wissen Freunde durch Almosen zu erwerben. Er gerieth jedesmal in Zorn, wenn er es entdeckte; nur ein kleines Bettelmädchen, das trotz seiner Scheltworte immer wieder kam und ihn lieblosete, fand Gnade vor seinen Augen. Es durfte endlich ganz im Hause bleiben, und als der alte Geizhals starb, hatte er das Bettelkind zu seiner Universal-Erbin ernannt, mit der Bedingung, daß sie seinen Namen annehme.

Fräulein Gudulla, wie sie nun heißt, ist jetzt 10 Jahre alt und Herrin ihres colossalen Vermögens; sie ist vortrefflich erzogen, hat beständig einen kleinen Hofstaat um sich und erscheint seit einiger Zeit in der großen Welt. Ihre glänzende Equipage ist schon von weitem kenntlich, da sie stets mit vier prächtigen Vollblutpferden fährt, die nach polnischer Art nebeneinander gespannt sind wie die Sonnenrosse am Apollowagen der Antike.

Man kann sich denken, wie die jungen Männer diese Sonne umkreisen; sie soll einen eignen Geheimschreiber angestellt haben, um die zahllosen Heirathsanträge zu lesen und zu beantworten, die ihr täglich zu gehen und ihr wahrscheinlich einen Schrecken einjagen vor allen Freiern. Ein reiches Mädchen verliert sehr leicht den Glauben an die Liebe.

Erklärung der Redaction.

Die Redaction erklärt hiemit, daß durch den, in der vorigen Nummer dieses Blattes erhaltenen Aufsatz, überschrieben „ein Beamter“ keiner der hiesigen Beamten hat bezeichnet werden sollen, sondern die erzählte Thatsache, welche übrigens nach näherer Nachforschung sich anders, als mitgetheilt, zugetragen hat, einem anderen Lande angehört.

Wie steht's? Bekanntlich haben unsere Schuhmacher wiederholt die Preise ihrer Fabrikate wegen Theuerung des Leders erhöht. Nun ist aber, wie z. B. die Meß-Nachrichten aus Frankfurt a. D. sagen, der Preis des Kalbleders von 150 auf 80—100 fl heruntergegangen. Wie steht's denn nun mit den Preisen für's Fußzeug aus?

